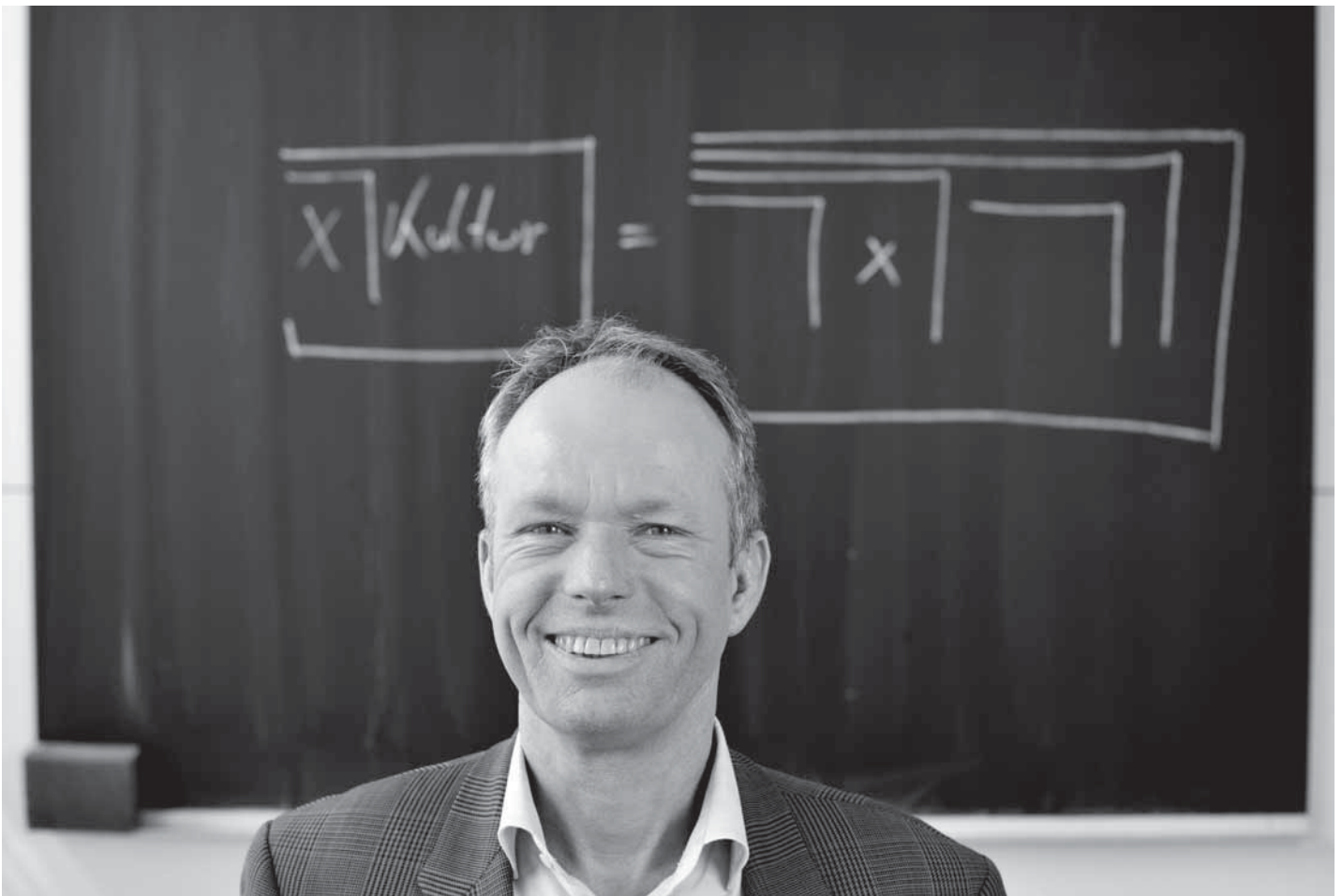


Das Porträt: Dirk Baecker

Alexander Grau



Dirk Baecker ist einer der einflussreichsten Soziologen unserer Zeit. Die Schriften des inzwischen an der privaten Zeppelin Universität in Friedrichshafen lehrenden Schülers von Niklas Luhmann umfassen Arbeiten zur Entscheidungs- und Managementtheorie ebenso wie zum Theater oder zur Kulturtheorie. Forschungsaufenthalte führten ihn nach

Stanford, an die Johns Hopkins University und die London School of Economics and Political Sciences. Aber auch am Berliner Hebbel-Theater ist Dirk Baecker mitunter zu Gast. Zuletzt veröffentlichte er die Schrift *Beobachter unter sich*, eine systemtheoretische Theorie der Kultur.

Es ist eine atemberaubende Kulisse. Still und ruhig liegt der Bodensee in der untergehenden Februarsonne. Nur kleine Wellen plätschern leise an den Kiesstrand. 200 Meter weiter im See liegt träge ein Motorboot. Im aufsteigenden Nebel zeichnen sich dunkel die Kirchtürme von Romanshorn auf der Schweizer Uferseite ab. Und über all dem erhebt sich wuchtig und schneebedeckt der Säntis, der unter dem wolkenlosen Himmel in der Abendsonne leuchtet.

Nur wenige Schritte sind es vom Seeufer zu den Universitätsgebäuden der privaten Zeppelin Universität in Friedrichshafen. Studenten mit Kaffeetassen in der Hand schlendern von der Mensa hinunter ans Wasser. Markant setzt sich der architektonisch gelungene Glaskubus des 2008 bezogenen Hauptgebäudes von der baumbewachsenen Böschung ab.

Dirk Baeckers Büro liegt im ersten Stock des Altbautraktes, der sich neben dem gläsernen Hauptgebäude am Ufer entlang erstreckt. Alles wirkt hier aufgeräumt, hell und klar. Bücherregale, die ästhetisch deutlich über dem bundesdeutschen Bürodurchschnitt liegen, zieren drei Wände des Raumes. Auf dem Schreibtisch liegen zwei Papierstapel und ein paar Bücher. Darunter Niklas Luhmanns *Soziale Systeme* und die neue Max-Weber-Biografie von Jürgen Kaube. Vom Bodensee her strahlt die Abendsonne durch das große Fenster.

„Wenn man sich die Gegend hier so anschaut“, sagt Baecker aufgeräumt, „kommt man nicht auf die Idee, dass es hier Universitäten mit theoretischen Ansprüchen gibt. Hier wird Obst angebaut und gesegelt, hier machen die Leute Urlaub. Irgendwie ist die gesamte Atmosphäre eine der Friedlichkeit und des Abstandnehmens von den Zwängen der Moderne und nicht des sich Mitten-rein-Begebens.“

Von der Ökonomie zur Kultur

Seit 2007 hat Baecker den Lehrstuhl für Kulturtheorie und -analyse an der Zeppelin Universität inne. Dass ihn sein Weg einmal nach Oberschwaben führen würde und in die Kulturtheorie, überrascht ihn, so hat es den Anschein, heute noch. Aufgewachsen in Köln, beginnt der in Karlsruhe geborene Kulturanalytiker in der rheinländischen Metropole ein Studium der Volkswirtschaftslehre mit sozialwissenschaftlicher Ausrichtung. Sein Interesse für die Soziologie verdankt er der Lektüre Adornos. Die Vorstellung jedoch, während seines Studiums nun ähnlich arbeiten zu können wie der kulturkritische Meisterdenker aus Frankfurt, erweist sich in Köln, wie Baecker lachend zugesteht, „als Griff in die falsche Kiste.“

Inhaltlich und stilistisch hat Adorno Baeckers spätere Arbeiten wenig beeinflusst. Dafür sind sie zu nüchtern, zu abgeklärt und vielleicht auch zu optimistisch. Geblieben, so der Soziologe, sei die Faszination für Adornos Sprache. „Die parataktische Form des Versuches, rekursive Beziehungen des Sozialen auszudrücken, hat mich damals fasziniert und fasziniert mich bis heute.“

Trotz aller Begeisterung für die adornosche Kulturkritik: Die Idee, Soziologie auch als Kulturwissenschaft zu interpretieren, lag ihm lange Zeit fern. „Das hat ganz, ganz lange gedauert. Mir war immer wichtig, die Soziologie und die Ökonomie zusammen denken zu können“.

»Ohne eine mediale Vermittlung von Kultur kann Kultur gar nicht vorkommen.«

1979 geht Baecker dann nach Paris. Es sind die letzten Jahre des Poststrukturalismus. Hier lernt er, in multidisziplinären Zusammenhängen zu denken und dass es theoretische Unterfangen gibt, die historisch, ökonomisch, soziologisch und psychoanalytisch bearbeitet werden können.

1982 schließlich landet Baecker dann über Umwege bei Niklas Luhmann in Bielefeld. Auf seine ursprüngliche Dissertationsidee, die Entwicklung einer Evolutionstheorie der Wirtschaft, reagiert der westfälische Großtheoretiker zurückhaltend. Heraus kommt schließlich eine Arbeit zum systemtheoretischen Begriff des Marktes.

Die Entscheidung für wirtschaftliche und unternehmenssoziologische Themen traf Baecker allerdings auch, weil hier noch eine Forschungslücke bestand. „Ich wollte nicht in ein Feld reingehen, in dem Luhmann schon umfangreich unterwegs war. Und die ökonomische Theorie brachte ich mit.“

Kulturanalyse

Baeckers Gestik ist genauso unaufgeregt und sachlich wie seine Stimme. Beinahe etwas technisch. Insbesondere wenn er über Biografisches spricht: „Das massive Investment in Kulturfragen begann dann erst nach der Habilitation.“ Nicht zuletzt, um seine Berufungschancen zu erhöhen, arbeitete er sich in kulturanalytische Fragen ein und begann dazu zu publizieren.

„Mir wurde damals klar, dass in diesem diffusen Begriff der ‚Kultur‘ eine außerordentlich strenge Problemstellung steckt. Von Kultur reden wir immer dann, wenn wir das Gefühl haben, dass körperliche, geistige und soziale Zustände des Menschen entweder in perfekter Harmonie sind, wie in der Renaissance, oder wenn – wie bei Rousseau – massive Dysbalancen auftreten, die leeren Girlanden der Galanterie.“ Diese im Begriff der Kultur steckende Aufmerksamkeit für Körper, Geist und Gesellschaft würde in der Soziologie komplett fehlen.

Für seinen Lehrer Niklas Luhmann war Kultur bekanntlich das Gedächtnis der Gesellschaft. Baecker setzt einen etwas anderen Schwerpunkt: „Kultur ist die kritische Reflexion von Gesellschaft in Hinblick auf die dosierte Affirmation von Gesellschaft.“ Anders ausgedrückt: Kultur beginnt dort, wo jemand widerspricht, um etwas zu verbessern – zu kultivieren. Zugleich habe Kultur immer etwas mit Eingrenzen und Draußenhalten zu tun – damit, etwas als zugehörig auszuweisen oder als nicht dazugehörig.

»Meine wichtigste medienwissenschaftliche These ist die, dass eine Gesellschaft sich nur auf Formen der Kommunikation einlässt, die sie auch ablehnen kann.«

Solche Prozesse sind allerdings ohne Kommunikation nicht möglich und somit auch nicht ohne Medien: „Ohne eine mediale Vermittlung von Kultur kann Kultur gar nicht vorkommen“, betont Baecker. Die Medien hätten also nicht nur eine kultivierende Bedeutung, sondern das, was wir Kultur nennen, verdanken wir der Vermittlung durch Medien.

Medienwandel

Baecker hat sich merkbar warmgeredet. Wir nähern uns einem seiner Lieblingsthemen: dem Bruch, den die mediale Entwicklung der letzten Jahrzehnte für unsere Gesellschaft bedeutet.

Medieninnovationen, so Baecker mit leichter Ironie, sind „erbastelte Entwicklungen“. Erst kommt also die technische Entwicklung, dann die gesellschaftliche Reaktion darauf. Irgendwer fängt zunächst einfach an, etwa mit beweglichen Lettern herumzuspielen oder mit elektronischen Schaltkreisen. Zunächst reagiere die Gesellschaft darauf zurückweisend. Die Anerkennung und Durchsetzung neuer Medien erfolge zunächst immer im Medium der Ablehnung. Seine Kultivierungskraft und seinen enormen kulturellen Anspruch setze ein Medienwandel erst frei, wenn er sich durchgesetzt habe. Baecker führt als Beispiel den Buchdruck an: Kultur werde eben ganz anders reflektiert, wenn man Bücher nicht nur abschreiben, sondern in großer Zahl drucken könne. Und gedruckte Bücher machen Schulen und Massenalphabetisierung möglich.

In diesem Sinne, gibt Baecker zu bedenken, gehe jeder Medienwandel auch immer mit einer neuen Ebene der Zwangskultivierung einher. Diese Zwangskultivierung werde zunächst im Namen althergebrachter Traditionen abgelehnt, das sei so bei der Einführung der Schrift gewesen, bei der Erfindung des Buchdrucks oder des Computers. Daher gebe es keinen Medienwandel ohne Kulturkampf und Kulturkritik: „Meine wichtigste medienwissenschaftliche These ist die, dass eine Gesellschaft sich nur auf Formen der Kommunikation einlässt, die sie auch ablehnen kann.“

Für Baecker ist diese These der Schlüssel. Gerade auch die Ablehnung, die der technische Wandel der letzten Jahrzehnte erfährt, ist für ihn das Indiz dafür, dass wir tatsächlich vor einem grundlegenden gesellschaftlichen Umbruch stehen – der Gesellschaft 4.0, wie er es nennt. Ausgehend von den Irritationsprozessen, die Baecker in der gegenwärtigen Gesellschaft beobachtet, geht er davon aus, dass wir uns in einem ganz prinzipiellen, fundamentalen Gesell-

schaftswandel befinden. „Auch wenn diese These eine gewisse Brutalität und Grobheit hat, vertrete ich diese Behauptung ganz massiv.“

Die Entschiedenheit von Baeckers Argumentation macht deutlich, dass dieser Punkt ein Kernanliegen seines Denkens ist. „Wenn man sich anschaut, zu welchen Formen von Politik, Wirtschaft, Wissenschaft oder Religion man in der Gesellschaft nur deswegen kommt, weil es den Computer gibt, dann kann man schon von einem dramatischen Wandel sprechen.“ Hier geschehe etwas ganz Neuartiges, auch wenn es wichtig sei, die relativierende Geste zu pflegen. „Letztlich“, so Baecker, „ist es immer noch das Glas Rotwein, das ich abends gern trinke und: That's it.“

Hinzu komme, dass der gravierende soziale Umbruch, in dem wir uns befinden, in sich ambivalent sei: Google, Facebook und Co. seien Medien, die die Möglichkeit der Instantaneität, also der augenblicklichen Wirkung, ausbeuteten, die – wie schon McLuhan gesehen habe – die Einführung der Elektrizität mit sich brachte. „Andererseits jedoch“, hebt Baecker hervor, „sind es diese Medien, die diese Möglichkeit zugleich zähmen, indem sie globale Verknüpfung erfahrbar und damit zugleich auch bewältigbar machen.“

Diese Janusköpfigkeit der aktuellen Medienrevolution zeigt sich für den Friedrichshafener Soziologen auch darin, dass sie sowohl homogenisierende als auch heterogenisierende gesellschaftliche Effekte hat. In einer vernetzten Welt muss jeder Ort, ob Individuum, Universität oder Unternehmen, lokale und globale Referenzen kombinieren. Damit stehe man in dem Moment, in dem man ein Gespräch führe, ein Seminar oder eine Projektsitzung in einem Unternehmen halte, immer vor der Wahl, ob man die Homogenität dessen betone, was einen verbindet – oder die Heterogenität irgendwelcher Störung, auf die man glaubt, reagieren zu müssen.

Das sei auch der Grund dafür, dass die Netzwerk-Begrifflichkeit so attraktiv geworden sei. Sie ermögliche uns, so Baecker, von der Identität von Orten abzusehen und sie lediglich als Verbindungspunkte zu betrachten, zugleich aber darauf hinzuweisen, dass diese Verbindungen eben nur an konkreten Orten realisiert werden könnten.

Medienkompetenz

Dieser Entwicklung zur Mehrdimensionalität steht für Baecker gegenüber, dass wir alle mit dem Gemüt noch in der Antike stecken: „Jeder, den ich frage“, so der Soziologe, „träumt von seinem Platz in der Gesellschaft, von dem Sinn, den wir irgendwann erreichen und erfüllen.“ Unsere Sehnsüchte, Gefühle und Ideale entstammten noch der klassischen Welt, unser Denken hingegen sei schon modern – und so würden wir in der Luft hängen zwischen der rasanten Entwicklung der Gesellschaft und der ungleich langsameren Evolution des Menschen.

An diesem Punkt kommt nun für Baecker der so häufig bemühte Begriff der Medienkompetenz ins Spiel. „Medienkompetenz besteht darin, die Bedingungen des eigenen Wahrnehmens und Handelns als Bedingungen zu beobachten, die abhängig sind von Angeboten, die man wahrnimmt.“ Baecker greift hier im Grunde auf den alten Kritik-Begriff von Kant zurück: „Wozu mache ich mich, wenn ich Medien rezipiere? Und wie kann ich kritisch, also selbstbeobachtend,

die Bedingungen der Möglichkeit, Medien zu rezipieren an mir selber studieren?“ Letztlich sei Medienkompetenz die Fähigkeit, die Abhängigkeit der eigenen Entscheidungen von medialen Angeboten zu beobachten und entsprechend einordnen zu können.

Demzufolge sei es wichtig, dass jeder Lehrer in seiner Pädagogikausbildung etwas von den medialen Abhängigkeiten unseres Tuns gehört habe. Und Baecker meint das nicht nur mit Blick auf das Fernsehen oder den Computer: Jedes Gedicht, jede mathematische Formel sei auch medial und würde als Medium etwas in uns bewirken. Bedauerlicherweise werde Medienkritik jedoch häufig missverstanden, gerade auch an Schulen und Universitäten. Dabei gehe es eben nicht darum, „Bild“ zu kritisieren oder *Big Brother*, sondern zu untersuchen, wie Medien die Bedingungen der Möglichkeit ihrer Rezeption verändern.

Doch nicht nur bei der Fähigkeit, die Bedingungen des eigenen Handelns kritisch zu analysieren, sieht der Friedrichshafener Soziologe Nachholbedarf. Das größte Defizit, insbesondere bei jungen Menschen, sieht er in dem Desinteresse an der Technizität der Medien. „Wenn man vor zehn Jahren hier an der Universität einen Programmierkurs angeboten hätte, hätten ihn die meisten zumindest eine Zeit lang besucht“, erklärt Baecker mit leichtem Lächeln. Heutzutage hingegen schauen einen die Studenten fassungslos an, wenn man über die Wenn-dann-Struktur von Programmen rede oder über die Unterschiede von Compiler- und Softwaresprachen.

Defizite in der Mediennutzung sieht der Soziologe allerdings nicht. Ihn ärgere lediglich ein Mediengebrauch, der sich seiner Konsequenzen nicht bewusst sei. Ausschlaggebend sei in letzter Konsequenz die Wahlfreiheit: „Solange irgendjemand auch das Verrückteste noch irgendwie tut und man ein Portfolio von Möglichkeiten hat, hat man die Möglichkeit der Wahl, und das scheint mir entscheidend zu sein.“

Die Zukunft der Medienwissenschaften

Dirk Baecker hat in der Zwischenzeit das Licht angemacht. Draußen über dem Bodensee bricht die Dämmerung herein. Wir kommen auf die Zukunft der Medienwissenschaften zu sprechen.

Zunächst, so Baecker, müssten sie sich in Zukunft in viel stärkerem Maße der Breite des Medien-Begriffs klar werden: Formeln, Bild, Schrift, Text, Klang – das alles müsse man miteinander vergleichen und nicht immer nur analoge und digitale Medien.

Vor allem aber müssten sich die Medienwissenschaften stärker gesellschaftstheoretisch orientieren und sich über die gesellschaftlichen Voraussetzungen und Folgen jedes Mediengebrauchs verständigen. Es sei zu wenig, den einzelnen Nutzer an seinem Fernsehgerät oder vor seinem Internetportal im Hinblick auf die Rezeptions- und Wirkungswahrscheinlichkeit zu untersuchen. Man müsse neben dem Nutzer noch viel stärker weitere Nutzer in den Blick nehmen, die Familie des Nutzers, die Schule des Nutzers usw. Medienwissenschaften, so wird deutlich, sind für Baecker netzwerktheoretisch basiert, auch mit Blick auf Medien, die sehr viel älter sind als das Internet.

Dass die Medienwissenschaften aus Sicht des Soziologen hier etwas zu zögerlich agieren, liegt vielleicht auch an der „Unterschätzung ihrer eigenen Bedeutung“. Baecker wünscht sich selbstbe-

»Medienkompetenz besteht darin, die Bedingungen des eigenen Wahrnehmens und Handelns als Bedingungen zu beobachten, die abhängig sind von Angeboten, die man wahrnimmt.«

wusstere Medienwissenschaftler: „Die Medienwissenschaften leiden darunter, dass sie noch sehr jung sind und dass ihr Gegenstand, die Massenmedien und die elektronischen Medien, nicht zu den würdigen Gegenständen der Geistes- und Kulturwissenschaften zählen – sachlich gesehen sehr zu Unrecht. Als Reaktion darauf haben sich die Medienwissenschaften nach meinem Eindruck zu sehr abgekapselt. Man muss sie daher in ihrer Berechtigung und Würde immer erst einmal bestätigen, damit man mit ihren Ideen arbeiten kann. Das macht das Gespräch auch mit Medienwissenschaftlern manchmal etwas mühsam.“

Baecker lächelt vergnügt und beinahe etwas schelmisch, als er das sagt. Doch seine Kritik ist konstruktiv gemeint. Letztlich geht es ihm um die Fähigkeit zu interdisziplinärer Arbeit: „Ich wünsche mir daher Medienwissenschaften, die konzeptionell und empirisch und methodisch selbstbewusst genug sind, auch andere Disziplinen zur Kenntnis zu nehmen.“ Wieder muss Baecker kurz auflachen. Man spürt die gut gelaunte Freude an der kleinen Provokation, die die betonte Sachlichkeit angenehm ergänzt.

Zum Abschied überreicht mir Baecker einen Band seiner *Studien zur nächsten Gesellschaft*. Nicht als E-Book – sondern ganz traditionell aus Papier und Leim.

In der nächsten Ausgabe der *tv diskurs*:

die Freiburger Medienkulturwissenschaftlerin Prof. Dr. Natascha Adamowsky

Dr. Alexander Grau arbeitet als freier Kultur- und Wissenschaftsjournalist u. a. für „Cicero“, „FAZ“ und den Deutschlandfunk.

